

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

161

Novelle von S. Zuckewitsch.

Ita verlangte von Esther Rechenschaft über das unreinliche, kränkelnde Aussehen, die Magerkeit des Kindes und zankte und schimpfte, als ob sie die Herrschaft und Esther ihre Magd wäre.

„Ich begreife nicht, ich kann es nicht verstehen, Esther, wie Sie das Kind nicht liebgewonnen haben. Eine Kake würde ich lieb gewinnen, wenn ich sie pflegen müßte. Nein, Esther, ich muß unbedingt eine andere Frau nehmen, wenn ich sehe, daß wir miteinander nicht auskommen.“

Und als Esther ihr für solche Reden tüchtig heimleuchtete, wurde Ita still, denn sie fühlte das Unnatürliche ihrer Lage, ihrer Aufregung und träumte um so hartnäckiger von einem Wunder, das dieser Pein ein Ende machen würde.

Allmählich sank sie auch moralisch immer tiefer. Das warme und fette Leben, das sie dank ihrer guten Milch jetzt führte, der Wegfall aller wirklichen Arbeit, das Schwenden der Sorge ums tägliche Brot, die Unbestimmtheit darum, wie eigentlich dieses behagliche Leben möglich sei — alles dies erfreute und entzückte sie. Dachte sie an ihre Zukunft, so graute ihr vor der Lebensweise, die ihr nach Beendigung ihres Ammendienstes bevorstand. Aber bald beruhigte sie sich, und immer mehr gewöhnte sie sich an den Gedanken einer neuen Schwangerschaft, die späterhin dies fette Leben wiederum ermöglichen werde. Jetzt genierte sie sich nicht mehr wie früher und stahl einfach alles, was ihr Kind und Esther brauchten. Sie fühlte, daß sie ein notwendiges Glied des Hauses sei, das selbst nach Entdeckung ihrer Diebereien nicht entbehrt werden könne, und schimpfte und zankte mit der Hausfrau, wenn ihr etwas nicht paßte. Aus der Küche hatte sie einen wahren Ammenklub gemacht. Immer saßen dort einige Frauen aus der Nachbarschaft. Sie erneuerte und knüpfte ein festes Freundschaftsverhältnis mit Getel, teilweise auch mit Etel und vielen anderen an, und lebte sich mit Wonne in die kleine Welt des Klatsches ein, der bei diesen Frauen nie zu versiegen schien. Die eigenen Kinder dieser Frauen, die dort in der Vorstadt verlassen zugrunde gingen, bildeten selten das Gesprächsthema. Nur wenn irgend etwas ganz Außergewöhnliches in ihrem Schicksal eintrat, verfinsterten sich die Gesichter, die vergessenen Gefühle wachten wieder auf, und das Gespräch atmete Gram wie ein zufällig in dies Haus geratener Geist der Neue und der Trauer. Das Ohr war gewöhnt, Erzählungen vom Tod der Kinder zu hören, das Empfinden war stumpf geworden und reagierte auf solche Nachrichten nicht lebhafter, als wenn sich die Vorgänge in einer anderen fremden Welt abgespielt hätten. Wenn aber Gittel erzählte, daß vorige Woche bei einer Frau ein Pflegekind bei lebendigem Leibe verbrannt, bei einer anderen einen Knopf verschluckt und daran gestorben sei, so hatte dies die Wirkung eines Schlages auf den Kopf. Hatte der unbarmherzige Kampf ums Dasein die Herzen auch noch so hart gemacht, so begann doch unter der Einwirkung dieser dumpfen Warnung sich etwas Warmes in ihnen zu regen, und das Schicksal der Kinder rückte für eine Zeitlang in den Vordergrund des Interesses. Aber die Sorge verstummte, das fremde Unglück wurde vergessen, und wieder versanken sie unaufhaltsam in den bodenlosen Abgrund. Sogar Michel flüchte Ita nicht mehr solche Angst ein, obwohl er immer roher und abstoßender wurde. Ihre Mutterschaft war entstellt, ihrem Kind war sie gegen ihren Willen untreu geworden; damit war das Band, das sie mit der früheren Ita verband, zerschnitten. Jetzt erst als Amme war sie zu einer Geliebten im niedersten Sinne des Wortes geworden, zu einem Weib, das nur lebt, um ihren Schatz auszuhalten. Ihr schien es nicht mehr beleidigend, daß sie, um Michel auszuhalten, arbeiten mußte. Für wen sollte sie es sonst tun und das Geld sparen? Alle Notwendigkeit, zu sorgen, verschwand, löste sich in diesem ruhigen, gesicherten Leben auf, und damit auch kein bitterer Nachgeschmack von ihr bleibe, war es am besten, an nichts zu denken. Und das ging ganz gut. Zwar zankte und schlug sie sich mit Michel herum, wenn er jedesmal seine For-

derungen höher hinaufschraubte und sie zum regelmäßigen, systematisch vorgenommenen Diebstahl, der ihr noch in tiefster Seele zuwider war, zu bewegen suchte. Aber nicht dieses bildete den wahren Grund ihres Zornes. Die schmutzigen und rohen versteckten Szenen, wenn er sie schlug und sie sich kräftig verteidigte, im angenehmen Gefühl der schwellenden Kräfte, die leichten und angenehmen kleinen Sorgen und Nengste harmonierten mit ihrem ganzen jetzigen Dasein und brachten eine Illusion des Neuen mit sich, so daß Michel ihr teuer wurde und sie sich nach ihm sehnte, wenn er lange nicht kam.

So vergingen Wochen, Monate. Der strenge Winter mit seinem Schnee und Frost war vorüber, die Straßen waren über und über mit Schmutz bedeckt, als ob die Natur absichtlich alle ihre Farben geschwärzt hatte, um dann plötzlich den Schleier zu lüften und zu zeigen, wie schön sie im Augenblick ihrer Wiedergeburt sei. Mit dem ersten lauen Wind, dem Boten des Frühlings, begann Ita mit dem Kinde auszugehen. Die ersten Tage atmete sie mit Wonne den Lärm der Straßen ein. Sie durchquerte die ganze Stadt, berauscht von Licht, Luft und Wärme. Einige Male besuchte sie auch ihren Jungen, aber diese Besuche regten sie dermaßen auf, schnitten ihr so ins Herz, daß sie sie unwillkürlich vermied. Aber schließlich, des ewigen Alleinseins müde, nahm sie sie wieder auf und zwang sich, ganze Stunden dort zu verbringen. Sie konnte natürlich nicht gleichgültig bleiben; heimlich, um Esther nicht zu ärgern, begann sie am Leben des Kindes Anteil zu nehmen. Zuerst fragte sie immer um Erlaubnis, aber später kümmerte sie sich nicht mehr darum, badete öfter das Kind, um es rein zu halten, verlangte immerwährend von Esther, sie solle es besser ernähren und gewöhnte sich schließlich so an diese neue Arbeit, daß sie stets durch List eine freie Stunde zu erlangen wußte und zum Kind kam. Das Zusammensein mit dem Kind tat das Seine, immer heller entbrannten in ihrer Seele die eine Zeitlang fast erloschenen Gefühle der Liebe zu ihm. Wenn sie jetzt ihren Knaben, der im Arm von Esthers Ältesten weinte und schrie, mit dem fremden verglich, fand sie fast keinen Unterschied zwischen den Beiden und fühlte, daß ihr beide gleich lieb sind, daß die Klagen beider ihr gleich nah zu Herzen gingen. Jener Tag des Zusammenseins mit ihrem Knaben, von dem sie geträumt war gekommen und mit ihm auch das Alte wieder. Infolge des neuen Lebens wurde sie auch zu Hause ganz anders, weicher, zurückhaltender, bemüht, alle Wünsche der „Gründigen“ zu erfüllen, um sie sich günstig zu stimmen. Ihr neuer Gemütszustand aber verdarb wieder ihr Verhältnis mit Michel und der alte Kampf entbrannte von neuem. Sie konnte wieder ihr Geld brauchen, jede Kopfe war von Bedeutung für die Verbesserung des Lebens ihres Kindes. Michel wollte aber nichts von alledem wissen. Empört über ihren Geiz machte er ihr Szene um Szene und drohte, sie in ihrer Dienststelle unmöglich zu machen. Es kam vor, daß er in die Küche eindrang und der Schutzmännchen geholt werden mußte, um ihn loszuwerden. Itas Lage wurde immer kritischer, und sie sah den Tag kommen, wo man ihr, trotzdem man sie brauchte, kündigen werde. In einem solchen Verzweiflungsanfall schritt sie einmal durch die Straßen, in finstere Gedanken über die Umwandlung, die in so kurzer Zeit vorgegangen war, versunken, als sie plötzlich mit Manja zusammentraf. Diesmal wich sie Ita nicht aus, sondern äußerte eine aufrechte und große Freude bei dieser Begegnung. Manja hatte sich im Großen und Ganzen wenig verändert. Sie war immer noch hübsch, schien aber etwas magerer geworden zu sein und verlor viel dadurch, daß sie mit dem eigenümlichen Schick gewisser verdächtiger Frauenzimmer gekleidet war.

Nur ihre Augen waren dieselben, weich und lieb, obwohl sie in sich zurückgezogen schienen und einen Ausdruck von geheimer Unzufriedenheit hatten.

„Nun, da sind Sie ja,“ rief sie Ita freudig entgegen, „endlich habe ich Sie mal getroffen. Ich wollte Sie schon längst auffuchen, aber immer kam etwas dazwischen. Wie geht's Ihnen? Na, guten Tag doch, guten Tag.“

Ita war ihrerseits sehr erfreut, und beide umarmten und küßten sich herzlich mitten auf der Straße zum großen Erstaunen neugieriger Passanten.

„Sehen Sie,“ sagte Manja fröhlich und lebhaft, „Berge kommen nicht zusammen, aber Menschen immer. Warum haben Sie sich so verändert? Was macht Ihr Michel? Ich habe oft an Sie gedacht. Ich habe Sie ja damals sehr lieb gewonnen.“

„Das ist kein Wunder,“ antwortete Ita, „das Unglück bringt die Menschen einander viel näher als das Glück. Sie haben sich auch verändert. Sind Sie . . . verheiratet? Wahrhaftig,“ wiederholte sie, Manja noch einmal von oben bis unten musternd, „ich hätte Sie nicht erkannt.“

Sie gingen zusammen weiter und teilten einander rasch das Wichtigste aus ihrem Leben mit. Die große Wolke, die bisher die Sonne verdunkelt hatte, hatte sich fortgeschoben und die ganze Straße lachte jetzt im Sonnenschein. Alles lebte auf, erblühte und erschimerte unter ihren Strahlen. Deutliche Schatten legten sich unhörbar neben die Häuser. Die Luft wogte auf, schob munter die Straße hinab, schob und stieß die Passanten und lief wieder weiter. Die Wasserkümpel, in denen sich die Häuser verkehrt wiederpiegelten, schlugen krause Falten und erglänzten in rosigem Silber.

(Fortsetzung folgt.)

Chorin.

Von E. Kind.

(Nachdruck verboten.)

Kurz hinter Eberstwalde, auf dem nächsten Wege in einer knappen Stunde, auf dem schöneren Waldwege über die Weistlager Mühle in zwei Stunden zu erreichen, liegt die herrliche Klosterkirche von Chorin, die schönste Ruine nicht nur Brandenburgs, sondern ganz Norddeutschlands. Zwischen den grünumkränzten Ufern eines kleinen, fischreichen Sees, des Amtssees, erblickt man, von einem Gürtel vielersarbiger Blumenstauden umschlossen, auf einer kleinen Erhebung die schlanken Spitzbogen des gotischen Ziegelrohbaues der ehemaligen Klosterkirche von Chorin.

Die Geschichte des Klosters reicht weit zurück. Es entstand aus einem Hospiz für Reisende und Arme, das im Anfang des 13. Jahrhunderts in Bardzin (später Paarstein genannt) unweit Oberberg eingerichtet war und dicht an der großen Heerstraße lag, die aus Sachsen durch Teltow und Barnim nach Pommern führte. In jener Zeit, die weder ein geregelter Krankenhaushaus noch Gasthauswesen kannte, übernahmen vom Klerus errichtete Hospize und häufig auch Klöster die Sorge für Herberge und Krankenpflege der Reisenden. Das Hospiz Bardzin wurde 1231 zu einem Kloster erweitert, das die Prämonstratensermönche auf den Pälitzwerder oder die Ziegeninsel im Paarsteinersee verlegten und dort für die Zwecke der Krankenpflege einrichteten. Lange scheinen sich die Prämonstratenser aber in dem Kloster nicht ihrer Pflicht gewidmet zu haben, vielmehr hat es den Anschein, als wenn sie ihm bald den Rücken gekehrt hätten, denn im Jahre 1258 beauftragte der Markgraf Johann das Zisterzienserkloster Lehnin mit der Wiedereinrichtung des Klosters auf dem Pälitzwerder, und gleichzeitig mit der Unterhaltung des Hospitals in Bardzin, jener Urstätte des Klosters. Die Zisterzienser hatten es im Jahre 1280 vollständig besetzt, teils mit Mönchen, teils mit Kranken, aber lange dauerte auch ihre Wirksamkeit nicht, denn schon im Jahre 1289 mußte es wegen Ueberschwemmungen nach Chorin verlegt werden. Bei der Säkularisierung entging auch das Kloster nicht seinem Schicksal, seine reichen Güter wurden eingezogen und zum Teil dem Amt Chorin hinzugefügt. Aber nicht lange erfreute sich das Amt Chorin dieser unerwarteten Vergrößerung. Der verachtete Kurfürst, dem die Säkularisierung eine willkommene Gelegenheit bot, zu barem Gelde zu kommen, verpfändete schon im Jahre 1543 die gesamten Ländereien des Klosters für 20000 Taler an Kaspar von Köleritz. Im dreißigjährigen Kriege wurde dem wechselvollen Schicksal des Klosters ein Ziel gesetzt. Die Schweden verwüsteten seine stattlichen Gebäude so von Grund aus, daß niemand mehr Lust hatte, sie wieder herzustellen, und so blieben sie größtenteils bis zum heutigen Tage Ruine. Die mit Alumnat verbundene Lehranstalt Joachimssthal, dieselbe, die jetzt das große Terrain in Berlin an der Ecke der Kaiserallee und der Schaperstraße innehat, bewohnte im Jahre 1654/1693 das einzige, noch stehengebliebene Stockwerk des Klostergebäudes. Bald reichten aber die Räume nicht mehr für die wachsende Schule aus, und das Kloster wurde dem Kurfürsten wieder zur Verfügung gestellt. Seit 1772 ist Chorin Domänegut. Man richtete in und an der Kirche Wirtschaftsgebäude und Ställe ein. Erst in der Zeit von 1817 bis 1828 wurde dem Vieh eine andere Behausung angewiesen und die Kirche vor weiterem Verfall geschützt.

Die Kirche ist, wie schon erwähnt, ein Ziegelrohbau aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, der in zwei verschiedenen Perioden aufgeführt wurde. Der westliche Teil ist etwas älter als der östliche. Sie wurde 1310 vollendet und ist eine kreuzförmige, dreischiffige, ehemals gemauerte Pfeilerbasilika, deren edle Zusammenstimmung von Säulen- und Giebelverhältnissen noch heute ebenso erfreut, wie die voll-

endete, technische Ausführung und die reiche Durchbildung der einzelnen Zierrate, die besonders in der reichgegliederten Westfront der Kirche, und im Bespiel der aus dem spröden Gestein geschliffen herausgearbeiteten Plattformen zur Geltung kommt, die die Kapitale und den Fries unter dem Hauptgesims schmücken. Die Kirche hat einen einschiffigen, polygon geschlossenen Chor und bewahrt in der Wand des nördlichen Querschiffes den Grabstein eines Abtes. Sie war früher mit den gotischen sogenannten Kreuzgewölben versehen, deren säulengetragene Spitzbogen sich zu jenen Domenwölben, deren Dach so unabweisbar an das Zusammenschließen von zwei nebeneinanderliegenden hohen Reihen von Laubbäumen erinnert. Von diesem schönen Gewölbe sind leider nur noch die Gewölberippen vorhanden, die einen recht schwachen Abglanz ehemaliger Herrlichkeit geben können. Durch einen bei der Verwüstung im dreißigjährigen Kriege herbeigeführten Brand des Dachstuhles ist das Gewölbe eingestürzt. Im westlichen Teil der Kirche sind an den Wänden Ansätze von Spitzbogen wahrnehmbar, die darauf schließen lassen, daß sich früher eine Halle an dieser Stelle erhob, die vermutlich nur zum Teil über der Erde stand.

Im Westflügel der Klostergebäude, die sich im Quadrat um den Klosterhof gruppieren, befinden sich zwei, gewöhnlich verschlossene Räume, die der stets anwesende Pförtner gern zeigt. Das eine ist ein auf zwei Backsteinen ruhender, etwa zwölf Meter im Gebiete messender Raum, der den Namen Fürstensaal führt. Ein schmales Spitzbogenfenster erhellt notdürftig das Gewölbe, zu dem durch eine spitzbogige Thür einige Stufen hinabführen. Diese Rischen in der Wand lassen das ehemalige Vorhandensein von Wandgemälden vermuten, und die farbenarmen Reste einer neuerdings freigelegten Wandmalerei deuten in ihrer Ausführung darauf hin, daß der Raum wohl einst zum Speisesaal bei besonderen Gelegenheiten gedient hat. Der andere Raum ist ein Rest des Kreuzganges. Das nahebei befindliche Refektorium ist in der Wiederherstellung begriffen.

Bei aller Herrlichkeit der wundervollen Ruine wird man doch in ihren verwüsteten Räumen, die nur wenige Spuren ihrer einstigen hohen kunstvollen Schönheit bewahren konnten, ein Gefühl der Vergänglichkeit allen Menschentums nicht los und begrüßt beim Verlassen der roten Ziegelmauern die weite, herrliche Landschaft ringsum mit gesteigerter Freude an ihren mannigfaltigen Bildern. Die prächtigste Ansicht des Klosters hat man in dem westlich vom Klostergebäude gelegenen Fortsgarten. Wenn man den Rundgang in der auf einer Anhöhe am See gelegenen Alten Klosterkirche beschließt, hat man einen weiten Blick über das idyllische Fleckchen Erde ringsum, und kann die Rückfahrt von der nahen Station Chorinchen antreten, die in kurzer Zeit zu erreichen ist.

Die trockene Guillotine.

Dr. Jacques Bertillon, der bekannte Forscher, der sich besonders mit der Anthropologie des Verbrechens und dem genauen Studium der Verbrecherschädel beschäftigt, entwirft in einem Aufsatz von Je sais tout eine lehrreiche Schilderung von dem Leben und dem Wejen der französischen Sträflinge, die bei dem in letzter Zeit lautgewordenen, widersprechenden Darstellungen der Verhältnisse auf den französischen Deportationsinseln besonderes Interesse verdient. Zunächst erscheinen die drei Nies du Salut, die riesigen Zuchthäuser Frankreichs, durchaus nicht in dem furchtbaren Lichte, in dem man sich wohl die Küste von Guyana vorstellen mag. Auch die Schiffsreise ist angenehm und erquickend. Aber der Verbrecher, der dahin deportiert wird, empfindet nichts von dem Vergnügen der Meerfahrt und der Schönheit der Landschaft. Die Sträflinge sind auf dem Schiff in Eisenfesseln eingeschlossen wie wilde Tiere; sie werden scharf bewacht und dürfen nur jeden Tag eine halbe Stunde freie Luft und Sonnenglanz atmen, gerade genug, um das Entsetzliche ihres Schicksals zu empfinden. Sie wissen genau, daß in ihren Käfigen Nöhren angebracht sind, die sie bei dem Versuch einer Meuterei mit Rauchströmen erstickend würden. Sind sie endlich an den grünen Gestaden der Inseln gelandet, so werden sie sogleich in elende traurige Gebäude verladen, aus denen sie, wenn sie überhaupt herauskommen, nur herauskommen, um gefährliche und furchtbar anstrengende Arbeit zu leisten. Es gibt im ganzen 16 871 Sträflinge in den französischen Kolonien, von denen 5520 zur Strafe der einfachen Deportation verurteilt sind und sonst frei leben können, 5643 auf Neu-Caledonien angedockt und in gemilderter Zwangsarbeit gehalten sind und 5708 nach Guyana transportiert werden, die zu schwerer Zwangsarbeit verurteilt sind. Die Kosten für ihren Unterhalt betragen im Jahre 1905 5 757 400 Franc, also etwa 800 Franc für jeden Sträfling, eine Ziffer, die aber nur ungefähr angeben werden kann. Die schwersten Verbrecher werden auf die drei Inseln St. Joseph, die Insel Royale und die Teufelsinsel deportiert, dann nach dem Zuchthaus von Kuru, das an der schlimmsten Stelle der Küste von Guyana, in einer „Vegetation des Todes“ liegt, und in das Zuchthaus von Maroni an der Mündung des großen Flusses, der Französisch-Guyana von Holländisch-Guyana trennt. Das Klima ist an allen diesen Stätten des Schreckens entsetzlich, der Boden fast unbebaubar. Der Arbeiter „düngt den Boden mit seiner Haut“, er ist stets von einer Wolke Miasmen umgeben, die ihm mit ihrem schmerzhaften Stich leicht die Keime des Sumpfs-

Fiebers oder des gelben Fiebers einmischen können. Zahlreich sind die giftigen Schlangen, die blutsaugerischen Vampire, Niesenschlöße und rote Ameisen. Auch die Hautkrankheiten des tropischen Klimas, die Blutarut und die Dysenterie räumen unter den Zwangsarbeitern auf, die hier unter einer Sonne von erbarungsloser Glut und einem lastenden Himmel wie von Blei ihr langes Tagewerk verrichten müssen. Die Sterblichkeit ist enorm. Obgleich die Verwaltung keine Statistiken veröffentlicht, konnte Dr. Vertillon für die Jahre 1900 bis 1906 feststellen, daß unter 1000 der zu schwerer Zwangsarbeit Verurteilten jährlich 109 sterben, von denen zu leichter Zwangsarbeit Verurteilten 106; also es stirbt unter zehn mindestens immer einer im Jahr. Der Sträfling weiß, daß er sterben wird, lange vor seiner Befreiung, deshalb ist sein einziger Rettungsgedanke: fliehen! Aber von den Inseln zu entkommen, ist fast unmöglich, denn wenn der Flüchtling der Aufmerksamkeit der Wächter entrinnt, so fällt er der Gier der Hai-fische zum Opfer, die das Meer dicht bevölkern. Eher gelingt es schon, aus den Zuchthäusern auf dem Lande zu entkommen, aber auch da geht der geflohene Sträfling meist in dem furchtbaren Inneren des Landes zugrunde oder wird von der holländischen Polizei aufgegriffen, die ihn wieder dem alten Schicksal überliefert. Manche Sträflinge, die der Mark und Wein auszehrenden Zwangsarbeit entgehen wollen, verstümmeln sich selbst, stechen sich die Augen aus oder hauen sich ein Glied ab. Diese Selbstverstümmelungen waren eine Zeitlang in Neu-Caledonien so zahlreich, daß man damals ein eigenes Lager für die Verstümmelten geschaffen hatte, ein weites festeingegrenztes Stück Land, an dessen starken Palisadenwänden diese Selbstverstümmelter mit einem schweren Sack voll Steine auf dem Rücken entlanggehen mußten. Sie haben ihr Geschick durch ihre entsetzliche Tat nur verschlimmert. Der Blinde muß seinen Sack tragen wie die anderen, er wird geführt von dem Einarm, der ebenfalls der Strafe dieser trürenden Last nicht entgangen ist. So wanderten sie immer im Vierer herum, gebrochen von den marternden Steinen auf dem Rücken und bückten, daß sie selbst Hand an sich legten. Die Langeweile vertreiben sich die Sträflinge dadurch, daß sie kleine Gegenstände aus Holz anfertigen, die sie dann verkaufen dürfen. Auch mit Tätowieren zerstreuen sie sich. Die Haut mancher dieser Verbrecher ist über und über mit Bildern und Emblemen bedeckt. Der eine hat sich auf die Brust tätowiert: „Frei sein oder sterben“. Andere haben Inschriften wie: „Kind des Unglücks“, oder „Keine Hoffnung!“, einer trägt die Bilder seiner zwölf Bräute auf der Haut, jeder mit der Inschrift: „Zürs ganze Leben“ gewidmet. Für die pathologische Veranlagung dieser Verbrecher geben ihre Schadel die besten Anhaltspunkte. Vertillon nimmt an, daß bei vielen von ihnen die vordere Fontanelle des Kopfes sich früh verhärtet und die Pfeilnaht zu rasch geschlossen hat, so daß das Gehirn sich nicht genügend ausdehnen konnte und verkümmern mußte, während der Hinterkopf sich übermäßig ausdehnte. Als Gegensatz zu diesem typischen Verbrecherschädel führt er den Kopf des großen Pascal an, von dem seine Schwester erzählte, daß bei ihm die beiden Hälften des Stirnbeins, die sich gewöhnlich schon in den ersten Lebensjahren schließen, noch bei seinem Tode mit 39 Jahren zu unterscheiden waren. Sein Gehirn hatte also genügend Raum zu wachsen und sich auszudehnen, während bei dem Verbrecher eine solche Entwicklung häufig schon in der Kindheit verhindert und damit sein ganzes Wesen auf eine verhängnisvolle Bahn gedrängt wird.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Zwan Gontscharow: „Gesammelte Werke“ (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1909). Gontscharows Schaffen ist dem deutschen Volk bisher ziemlich unbekannt geblieben. Das erklärt sich zum Teil aus persönlichen Umständen. Das Leben Gontscharows ist geräuschlos verlaufen. Als Kind einer wohlhabenden Familie (zu Schimbirsk an der Wolga am 6. Juni 1812 geboren, absolvierte Zwan Alexandrowitsch Gontscharow die Univerſität in Moskau, ging dann nach Petersburg und wurde Uebersetzer im Finanzministerium. 1852 machte er als Sekretär des Admirals der Fregatte „Ballas“ eine Reise um die Welt mit. Zurückgekehrt, war er zuerst wieder im Finanzministerium, sodann bis 1872 als Zensur in der Oberpostverwaltung tätig. Daneben redigierte er zeitweise die offizielle „Nordische Post“. 1891 starb er in größter Zurückgezogenheit. Schließlich kann ein Schriftsteller ganz gut in völlig isolierter Abgeschlossenheit leben — wenn er nur durch Schnellproduktion das Beseipublikum in Atem hält. Aber auch dies moderne Kennzeichen trifft auf Gontscharow nicht zu; denn er könnte, rein quantitativ genommen, als Typus der Unerschöpfbarkeit gelten. In einem Zeitraum von fast einem halben Jahrhundert, das heißt, seitdem er seine Laufbahn als Schriftsteller begonnen, bis zu seinem Tode, hat er es nur auf ein halb Duzend belletristische Werke gebracht. So originell auch seine Reisebeschreibung „Die Fregatte Ballas“ ist, für die rein dichterische Produktion zählt sie nicht. Und diese letztere umfaßt, außer einer Novelle („Die Diener“) und zwei, allerdings bedeutenden Skizzen („Ein literarischer Abend“ und „Der Umriß“), die den Unterschied zwischen Alt- und Jung-Rußland behandeln, eigentlich nur drei Werke, welche, über die Novellen hinaus-

gehend, auf die Bezeichnung Roman recht wohl Anspruch erheben dürfen. Das sind der Reihe nach: „Eine gewöhnliche Geschichte“, mit welcher die oben erwähnte Gesamtausgabe eingeleitet wird, „Dblomow“ und „Der Abſturz“. Das erste Werk von diesen dreien — 1847 veröffentlicht — ist eine Art Erziehungsroman. „Er behandelt nach den Worten Efraim Frischs, des Uebersetzers und Herausgebers, seinen problematischen Teil der Erziehung des jungen Menschen, die unglücklichweise erst anfängt, wenn sie in seinen Augen und in den Augen der Welt beendet erscheint.“ Indessen beruht Gontscharows Bedeutung doch eigentlich auf „Dblomow“, 1858 erschienen. Dies ist seine populärste Schöpfung. Peter Krapotkin stellt sie hinsichtlich ihrer Tiefe direkt Turgenjews „Vater und Söhne“ sowie Tolstois „Krieg und Frieden“ und „Auferstehung“ zur Seite. „Sie ist durch und durch russisch — so russisch sogar, daß nur ein Russe sie voll und ganz zu schätzen vermag; aber sie ist gleichzeitig allgemein menschlich, denn sie bereichert uns mit einem Typus, der fast so allgemein ist, wie der Typus Hamlets und Don Quigotes.“ Hiermit hat es seine Wichtigkeit. Das „Dblomowtum“ wurde ein Schlagwort für die Bezeichnung russischer Zustände, nicht bloß zur Zeit der Leibeigenschaft. Dem wenn damals zu sagen jeder Russe eine Dblomow-Natur war, so haben sich auch heute nicht die der russischen Rasse eigentümlichen Wesenszüge verloren, obwohl diese, was wenigstens das sozialistische Proletariat anbetrifft, mehr und mehr zu verschwinden scheinen. Was ist nun das Dblomowtum? Zunächst, auf die russische Nation angewendet: „Das Fehlen jeder Kampfesfreude, die Laß-mich-in-Ruh-Haltung, der Mangel an draußängigeren Eigenschaften, passiver Widerstand und Unterwerfung“, kurz, das „Recht auf Faulheit“, die Verachtung jeder fieberhafter Tätigkeit, der Konservatismus des Wohllebens. Dblomow, der Held des Romans, ist ein solcher Typus. Er unternimmt nichts Neues, weil es ihm Unannehmlichkeiten und Sorgen machen könnte. Er bringt sein Leben hin, dem alle Impulse des wirklichen Lebens fehlen. Nicht ein Tag, an dem er sich die Strümpfe angezogen, geschweige ohne Diener angeleidet hätte. Er hat eine gute Erziehung, vortreffliche Anlagen, kennt den Wert der Kunst, teilt die höchsten Ideale seiner Zeitgenossen, gewiß. Aber wozu das alles? Das unerträgliche Los seiner Leibeigenen möchte er mildern, natürlich, wenn dadurch sein Einkommen nicht um einen Rubel geschmälert würde. Hernach vergißt er auch das; denn warum seine Sorgenlast vermehren? Er weiß nicht — sagt er selbst — was Fronarbeit ist, was Farmarbeit ist, was Bestium ist, was ein reicher und was ein armer Bauer bedeutet, wieviel ein Scheffel Weizen ist, wann der Weizen gesät und geerntet und wann er verkauft werden muß“. Woher seine Wohlhabenheit kommt, warum alle diese Leute für ihn arbeiten müssen — das alles beunruhigt sein Denken nicht. Landleben ist nach seiner Vorstellung: große Aeder, hübsche Gewächshäuser besitzen, Picknicks im Walde abhalten, Spaziergänge machen können usw. Wenden wir nun den Blick weg von Rußland auf unser deutsches Bürger- und Beamtentum — sehen wir da nicht überall das unverfälschte Dblomowtum? Um die Zeit, als Gontscharow seinen Roman veröffentlichte, galt in der deutschen Kleinstaaterei noch vollends freiligraths Vergleich des Volkes mit Hamlet („Deutschland ist Hamlet usw.“). Und heute — wir brauchen ja nur an die Denksauheit des Pfahlbürgers in politischer und sozialer Hinsicht erinnern — heute ist's beinahe ebenso bestellt. Aus allen diesen Erwägungen und Vergleichen, die jeder ins Unendliche vermehren kann, folgt, daß Gontscharows Werke, insonderheit aber „Dblomow“ sehr zeitgemäß sind, weil wir aus ihnen recht nützliche Lehren für die allgemeinen Zustände ziehen können. Freilich brauchte niemand, der solches beabsichtigte, erst auf das Erscheinen einer zwar gut gedruckten aber unhandlichen und kostspieligen Gesamtausgabe zu warten. Gontscharows Hauptwerke waren uns längst in Uebersetzungen bekannt; so ist „Der Abſturz“ schon 1870, „Dblomow“ 1888 und „Eine gewöhnliche Geschichte“ 1888 in deutscher Sprache erschienen. In verschiedenen Volksbüchereien, wie „Neclams Universalbibliothek“ u. a. sind sie ja einzeln für wenige Groschen zu haben. Wozu also in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!

Ernst Krowstki.

Verkehrswesen.

Große Tunnelarbeiten der kanadischen Pazifik-Eisenbahn. Die sogenannte kanadische Pazifikbahn ist in letzter Zeit mehr als früher in den Vordergrund getreten, weil sie im wesentlichen Teil ein Gebirgsland von seltener Schönheit und Großartigkeit durchquert. Der Bau dieser langen Strecke ist aber noch immer nicht vollendet, wenigstens wird an seiner Vervollkommenung noch dauernd gearbeitet. Jetzt ist gerade der Hauptteil der ungeheuren Tunnelarbeiten vollendet worden, die zwischen den Stationen Field und Hector liegen und in zwei Spiraltunneln von solcher Ausdehnung bestehen, wie sie in Kanada noch nicht ihresgleichen gehabt haben. Selbstverständlich handelt es sich um die Ueberwindung des Felsengebirges, das in diesem Teil von Nordamerika den Hauptteil der Nordkordilleren darstellt. Der Hectorpaß auf der Ostseite des Gebirgsstammes erreicht bereits eine Höhe von 1614 Metern, und auf der anderen Seite steigt das Niveau bis auf 774 Meter hinab. Bei der bisherigen vorläufigen Anlage der Bahn sind hier ganz außerordentliche Schwierigkeiten im Betriebe entstanden, und man hat ausgerechnet, daß durch die Benutzung der neuen Tunnels die Leistungsfähigkeit der Lokomo-

Köven auf mehr als das Doppelte steigen wird. Zur Ausschöpfung der Tunnel sind über eine halbe Million Kilometer gewachsenen Gesteins zu entfernen gewesen und an den Arbeiten haben tausend Leute fast zwei Jahre Beschäftigung gefunden. Die umgebenden Berge erreichen eine Höhe von 3000 Metern. Für die Sprengungen wurden nicht weniger als 75 Wagonladungen Dynamit, d. h. über 1½ Millionen Pfund dieses Sprengstoffes gebraucht. Der Lauf der Bahn ist jetzt so, daß ein von Osten kommender Zug zuerst einen Schraubentunnel unter dem Cathedralberg und dann einen anderen Tunnel zurück durchfährt. Dann folgt ein Spiraltunnel unter dem Bapiaberg, weiter eine elliptische Kurve und schließlich wieder ein Tunnel nach Westen zurück. Wie in den berühmten Kehrtunneln bei Wafen, durchmisst die Bahn dieselbe Strecke dreimal in verschiedener Höhe. —

Meteorologisches.

Neunundzwanzig Kilometer über dem Erdboden. Ueber ungenaue Wetterprognosen wurde in diesem Sommer fast ebensoviel geschimpft, wie über das schlechte Wetter selber. Es ist richtig, daß in der Meteorologie noch kaum die wissenschaftlichen Grundlagen gelegt sind; aber gerade in allerletzter Zeit hat man vermittlest der Registrierballons eine erstaunliche Entdeckung gemacht, die unsere früheren Anschauungen von der Atmosphäre ganz und gar umkrempelt. Registrierballons sind kleine Freiballons, die im Korb eine Reihe selbst aufzeichnender Apparate tragen, und die man bei günstigem Wetter ihrem Schicksal überläßt; ein vielsprachiges Plakat am Korb verheißt dem erhllichen Fänder und Müdsender eine angemessene Belohnung. Prof. Hergesell hat für seine Meerfahrten bei Teneriffa ein anderes System konstruiert: zwei kleine Ballons von verschiedener Spannung sind übereinander befestigt und tragen die Instrumente; in gewisser Höhe angelangt, platzt unler dem zunehmenden Innendruck der stärker gespannte Ballon; vom anderen getragen, sinkt der Apparat langsam ins Meer und taucht etwas ein, während der über den Bogen treibende Ballon für den einholenden Dampfer ein verhältnismäßig leicht sichtbares Ziel bildet. Solche Untersuchungen haben nun ergeben, daß mit steigender Höhe zwar der Luftdruck beständig abnimmt, daß aber im übrigen sogen. Inversionen oder Umkehrungen der mutmaßlich erwarteten Verhältnisse stattfinden. Am wichtigsten ist die „obere Inversion“, die sich beim Ueberschreiten der Höhenlage zwischen 9—13 Kilometer einstellt. Bis dahinauf nimmt die Temperatur ab; darüber hinaus bleibt sie dann aber merkwürdigerweise gleichmäßig, ja nimmt sogar wieder zu! Die höchste Höhe, die bis jetzt ein Registrierballon erreichte, betrug 29 Kilometer; bei dieser Fahrt nahm der Luftdruck ständig ab und betrug zuletzt nur noch zehn Millimeter Quecksilber; die Temperatur sank bis zu 13 Kilometer Höhe auf 07,6 Grad Kälte; dann begann die obere Inversion; bei 20 Kilometer Höhe wurden nur 62,5 Grad Kälte verzeichnet, bei 29 Kilometer Höhe 63,4 Grad Kälte. Die Inversion ist nun so oft festgestellt worden, auch von der letzten meteorologischen Expedition nach Deutsch-Ostafrika, daß sie als sicher und allgemein gelten kann. Von der fabelhaften Kälte, die man früher für die oberen Regionen herausgerechnet hatte, ist also keine Rede; ebenso wenig vielleicht von der ungeheuren Wärme des Erdinnern, in das man ja noch nicht nennenswert tief eingedrungen ist. Die Atmosphäre besteht demnach jetzt für uns aus zwei Schichten; die untere hat Wollenbildung, Wirbel, auf- und absteigende Luftbewegung, nach der Höhe zu abnehmende Temperatur, also eine vertikale Komponente der Bewegung; die obere Schicht hat keine Wollen, keine Wirbel (außer zwei großen an den Polen), nahezu gleichmäßige Temperatur und fast genau west-östliche Bewegung.

Medizinisches.

Die Zuckerkrankheit ist ein Leiden, welches vorwiegend ältere Leute befällt. Doch ist es durchaus nicht selten, daß auch verhältnismäßig junge Personen davon betroffen werden. Wie den meisten wohl bekannt ist und auch mit dem Namen der Erkrankung angedeutet werden soll, besteht die Zuckerkrankheit in einer abnormen Zuckerauscheidung mit dem Urin. Gewöhnlich enthält der Urin des Gesunden keinen Zucker, höchstens vorübergehend, wenn eine sehr zuckerreiche Mahlzeit unmittelbar vorangegangen ist. Ist der Harn ständig zuckerhaltig, so ist dies ein Krankheits-symptom, welches je nach der Menge des vorhandenen Zuckers einen schweren oder leichteren Grad der Zuckerkrankheit anzeigt. Es ist nötig, sich einmal über die Bedeutung der Urinausscheidung klar zu werden. Die mit der Nahrung alltätlich aufgenommenen Stoffe werden entweder im Körper verbrannt zur Erzeugung der Körperwärme und der Energie, mittels der wir Muskelbewegungen und andere Körpertätigkeiten ausüben können, oder sie werden dazu benutzt, unsere verschiedenen Organe zu erneuern und aufzubauen. Was von den Nahrungsmitteln nicht verwertet werden kann, wird, wenn es löslich ist, mit dem Urin, sonst mit dem Kot entleert. Der Zucker bildet nun einen der wichtigsten Bestandteile unserer Nahrung, zwar nicht ausschließlich in Form reinen Zuckers, sondern weit mehr noch in Form ihm sehr nahestehender Stoffe, von denen der wichtigste die Stärke ist. Stärke genießen wir mit fast allen pflanzlichen Nahrungsmitteln, vor allem mit dem Brot, den Kartoffeln, den Hülsenfrüchten usw. Die Stärke wird im Verdauungsanal des Menschen (natürlich auch der pflanzenfressenden

Tiere) durch die Einwirkung besonderer Stoffe, sogenannter Fermente, in Zucker zerlegt. Nun gibt es aber sehr verschiedene Arten von Zucker; der gewöhnliche, uns allen bekannte Zucker ist nicht identisch mit dem Zucker, der sich im Harn zuckerkranker Personen befindet. Letzterer ist vielmehr eine einfachere Art als der gewöhnliche Rohr- oder Rübenzucker und kann aus ihm abgespalten werden. Dem Rohrzucker verwandte Arten sind der Milchzucker und der Malzzucker, die alle in gewissen Nahrungsmitteln enthalten sind und durch Spaltung einfachere Zuckersorten ergeben, vor allem den sogenannten Traubenzucker, der sich in reinem Zustand schon in den Weintrauben und anderen süßen Früchten vorfindet. Eben diese Zuckerart findet sich auch im Urin der Zuckerkranken. Der normale Mensch verbrennt seinen Zucker im Innern seines Organismus zu Kohlensäure und Wasser und erzeugt dadurch Wärme und Kraft, von denen sein Körper lebt. Dem Zuckerkranken ist vermöge gewisser Störungen diese Fähigkeit abhanden gekommen. Der Zucker, den er in verschiedenster Form seinem Körper zuführt, als Stärke, Rübenzucker usw., wird von ihm nicht verarbeitet, nicht verbrannt, sondern wieder mit dem Urin ausgeschieden, ohne ihm Nutzen gebracht zu haben. Es liegt auf der Hand, daß ein derartig beschaffener Organismus in seinem Kraftmaß stark geschädigt ist. Die zuckerähnlichen Nahrungstoffe passieren seinen Körper, nützen ihm aber nichts, da sie fast unangerührt wieder ausgeschieden werden. Solche Menschen werden deshalb zudemäßig mit anderen Nahrungstoffen, mit Eiweiß und besonders mit Fetten ernährt. Ein bössartiger Grad der Zuckerkrankheit ist der, bei dem auch bei dieser Ernährungsart noch Zucker ausgeschieden wird. Dieser wird dann von den kompliziert zusammengesetzten Eiweißstoffen abgespalten, deren Nahrungswert dadurch ebenfalls vermindert wird. Für diesen Grad der Zuckerkrankheit weiß meist auch die ärztliche Kunst keinen Rat mehr. W.

Aus dem Tierreich.

Die wilden Truthühner der Vereinigten Staaten. Von den Haustieren, die uns die neue Welt geschenkt hat, ist für Europa nur der Truthahn von Bedeutung geworden. Er wurde von den Spaniern, die ihn bei den Mexikanern bereits in gezähmtem Zustande kennen gelernt hatten, zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach Europa gebracht, wo seine Zucht in verschiedenen Ländern einen großen Umfang angenommen hat. Die Heimat der wilden Truthühner ist das östliche Nordamerika. Hier bewohnten die Vögel ursprünglich ein weites Gebiet, das von der Küste von Massachusetts in westlicher Richtung bis Kolorado und im Süden bis Florida und Mexiko sich erstreckte. In Massachusetts waren die Vögel zur Zeit der ersten Kolonisten so zahlreich, daß sie in großen Herden an die Blockhäuser der Ansiedler kamen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren sie so häufig, daß das Stüd für 6 Cents (25 Pf.) zu haben war, während die größten Exemplare im Gewicht von 25 bis 30 Pfund, die heute mit Leichtigkeit einen Preis von 5 Dollar erzielen würden, für 25 Cents gehandelt wurden. Die Lebensgewohnheiten der wilden Truthühner hat Audubon eingehend beschrieben. Zeitweilig schließen sie sich zu großen Gesellschaften zusammen und unternehmen lange Wanderungen, indem sie weidend die Waldungen durchstreifen. Kreuzt ein größerer Fluß ihren Pfad, so sammeln sie sich zunächst am höchsten Punkte des Ufers und verweilen hier manchmal tagelang, gleichsam beratend, ehe sie sich zum Uebersetzen entschließen.

Sehr beliebt sind in Amerika von jeher Jagd und Fang des Truthuhns gewesen. Man erlegt den Hahn während der Balze, indem man ihn in derselben Weise wie unseren Auerhahn beschleicht, man höbert den Vogel mit Hunden auf oder legt sich in der Nähe von Schlafplätzen und Futterstellen auf die Lauer. Bei der bekannten Dummheit der Vögel ist es ferner ein Leichtes, sie in Fallen zu fangen. So schichtet man z. B. in den Waldungen Baumstämme nach Art eines Blockhauses zusammen, bedeckt den Bau oben mit Reisig und bringt unten eine Tür an, worauf man das Innere der Falle mit Mais füllt. In einer solchen Falle fängt sich im Laufe der Nacht nicht selten ein ganzes Volk. Die Tiere finden nämlich, so lächerlich es klingen mag, den Ausgang nicht wieder, so daß sich der Jäger am nächsten Morgen die ganze Gesellschaft herausholen kann.

Diesen Nachtstellungen ist es zuzuschreiben, daß heute in den Vereinigten Staaten die wilden Truthühner vielerorts bereits vollständig ausgerottet worden sind, und daß sie, wenn nicht alsbald energische Gegenmaßregeln ergriffen werden, in wenigen Jahren gänzlich verschwinden werden. Wie der „Prometheus“ einem Aufsatz von S. Judd im Bulletin des Biological Survey in Washington entnimmt, sind die Vögel in den Neuenglandstaaten ausgerottet, dagegen trifft man sie z. B. noch in Nordkarolina, wo sie in den Nadelwäldern bis zu 5000 Fuß Höhe brüten, ferner in Florida und Texas, in Arizona, Neumexiko usw. Merkwürdigerweise haben sich die Tiere aber auch in dicht besiedelten Gegenden an einzelnen Punkten bis zum heutigen Tage behaupten können, wie ihr Vorkommen in Teilen von Virginia und Maryland beweist, die nur wenige Kilometer von der Stadt Washington entfernt sind. Beobachtungen dieser letzteren Art zeigen aber deutlich, wie widerstandsfähig die Vögel sind und wie leicht es sein würde, durch die Einführung von Schutzgesetzen den Bestand der Tiere wieder zu heben. —